Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 4

Artikel: Auf gut schweizerisch
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421599

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

47. Jahrgang 1991
Heft 4 (August)
(erschienen Mitte Oktober)
Herausgegeben vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein (DSSV)
Luzern

Sprach Spiegel

Auf gut schweizerisch

Beobachtungen und Gedanken zur gesprochenen Schriftsprache

Von Dr. Renate Bebermeyer

Auf gut schweizerisch kann man alles sagen, schreiben aber muß man es auf gut deutsch. Geht dabei alles typisch Schweizerische verloren – wenn man in einer Sprache schreibt, die mehrheitlich von Nichtschweizern geschrieben und gesprochen wird? Oder gibt es die besondere schweizerische Variante der deutschen Schriftsprache? Wer kann beurteilen, was typisch ist – der Insider oder der Außenstehende?
Eine «traurige Entwicklung» nannte es ein Kommentator einer auflagenstarken österreichischen Tageszeitung, daß ein junger ÖVP-Sprecher in einer Fernsehsendung gesagt hatte: «Der X soll einmal auf gut wienerisch auf die Schnauze fallen, damit er weiß, wo's langgeht.» Dem jungen Wiener war also offenkundig völlig entgangen, dass er auf gut hamburgisch sprach. Genausosicher ist sich der durchschnittliche Tourist: Was ihm selbst nicht geläufig ist, kann nicht gemeindeutsch sein und ist folglich typisch für das Deutsch des Urlaubslandes. Allzu selbstbewußt übersieht er, daß sein aktiver und passiver Wortschatz eine mehr oder minder lückenhafte Auswahl aus dem reichen Synonyminventar der deutschen Schriftsprache darstellt. Allzuschnell hält er sich für voll kompetent. Demgegenüber hat der fachkompetente Sprecher den Vorteil, um diese «Ausfälle», die auch er hat, zu wissen und sie bei Bedarf durch zahlreiche Informationsmaterialien ausgleichen zu können. Doch entgeht auch ihm das eine oder andere Nachschlagewerk; oder urteilt auch er mitunter allzu selbstsicher?
Wie anders könnte ein (auf einer Dissertation beruhender) Duden-Beitrag die Wörter Brät, Gülle, Reitschule (=Karussell) typisch schweizerisch nennen? Diese Arbeit wirft aber auch grundsätzliche Fragen auf. Widerspiegeln Texte von Schriftstellern und Dichtern sowie die Sprach-

gestaltung überregional führender Zeitungen wirklich das «Typische»? Eigenwillige, eigenständig-individualistische Autoren halten sich kaum an den Sprachgebrauch und geben ihn folglich auch nicht wieder. Und führende Zeitungen werden – die große Leserschaft jenseits der Landesgrenze vor Augen – veranlaßt sein, «Typisches» ausdrücklich zu meiden. Naheliegend aber ist es, die Frage doch einmal aus der Sicht dessen zu stellen, der stets «kompetent» genannt, aber nur selten befragt und angehört wird: aus der Sicht des *durchschnittlichen Sprachteilnehmers.* Wenn es richtig ist, daß in den führenden Industriestaaten immer weniger gelesen und nur das Allernötigste geschrieben wird, kommt der *gesprochenen Schriftsprache* eine besondere Funktion zu, die bisher kaum beachtet wurde. Der Kontakt, den der schulentlassene Sprachteilnehmer mit der Schriftsprache noch hat, verläuft vornehmlich über das Gehör: Die über das Gehör aufgenommene Schriftsprachlichkeit wird zur Stellvertreterin der Schriftsprache. Dabei ist der heranwachsende Schweizer in einer besonderen Lage: Er wird sehr viel weniger mit dieser Schriftsprache konfrontiert als Österreicher und Deutsche. Diese nämlich begegnen beim «Grundbedürfnis» Fernsehkonsum zwangsweise dem «Hörbild» der Schreibsprache. Dem Eidgenossen aber bleibt im Grunde nur das Eurovisionsdeutsch. Das kann aber für ihn nicht *seine* Schreib- und Schriftsprache sein, das kann nicht das «schweizerische Schriftdeutsch» sein. Wo aber ist es?

Vor diesem Hintergrund kommt der allabendlichen *«Tagesschau»* geradezu autoritative Funktion zu: Für den Schweizer Bürger gemacht, in der Schweiz ausgestrahlt, in hochsprachlicher Form – das muß geradezu als CH-gültige Norm erscheinen. Dabei spielt es keine Rolle, ob dies den Absichten und der Wirklichkeit entspricht. Der durchschnittliche Hörer/Seher richtet sich nach dem «Medium Nr. 1» und richtet auch seine sprachlichen Privatantennen nach diesem Vorbild aus: Die «institutionalisierten» Fernsehnachrichten zur besten Sendezeit gelten als vorbildhafte Norm. Diesen gleichsam öffentlich-rechtlichen Sprachgebrauch hält die «schweigende Mehrheit» (die zugleich die hörende Mehrheit ist) gewissermaßen für das Sprachrohr des Dudens.

Ein Vergleich der Tagesschau Schweiz mit der Tagesschau Deutschland sagt in erster Linie aus, was wo mit Sicherheit verstanden wird, gibt aber auch entscheidende Hinweise auf das, was «notorisch anders», also hier wie dort letztlich «typisch» ist.

Bestätigt sich die Jupe-Velo-Diagnose, die «weiß», daß der Schweizer gerne Fremdwörter spricht und schreibt? Oder gilt der «Rösti-Zmorge»-Effekt? Versuchen Frau und Herr Schweizer möglichst viel «Schweizerisches» zu verschriftsprachlichen?

Der Blick auf die Nutzung von Fremdwörtern zeigt zunächst, daß Tagesschau DRS und Tagesschau ARD oft zu denselben Anwendungsergebnissen kommen. Darüber hinaus aber gibt es Fälle, in denen die Schweizer

Sendung zum Fremdwort (oder Kompositum mit einem Fremdwortteil) greift, die deutsche hingegen nicht. Beispiele für den umgekehrten Fall sind selten.
Als z.B. die Medien von den Schwierigkeiten der Genfer Polizei mit den Sicherheitsbeamten des amerikanischen Präsidenten berichteten, war schweizerseits vom «Sicherheitsdispositiv» die Rede, während es deutscherseits «Vorschriften» hieß. Hier hätte die ARD den Begriff aus Genf wie ein Zitat aufgreifen können, doch wäre dann die Erklärung des nicht geläufigen Wortes nötig gewesen. Worte aber kosten Zeit, Zeit ist Geld, und Medienzeit ist viel Geld.
Doch nun zu den Formulierungsfällen, die durchgängig auf diese «konfrontative» Art (ein Fremdwort in der Schweiz, ein heimisches Wort in Deutschland) ausfallen. Es kristallisiert sich nun gleichsam ein alle Aussagebereiche erfassender harter Kern von Vergleichsmöglichkeiten heraus.
Dem Konsumentenschutz der Schweiz entspricht der Verbraucherschutz; der Wetterprognose steht die Wettervorhersage gegenüber; Detailhandel ist Einzelhandel; Finals sind Endspiele, Goals Tore; materieller Schaden heißt Sachschaden, Automobilist Autofahrer; und wer kremiert wird, wird eingeäschert. Obligatorium, Traktandenlisten, Salär, Offerten, Rekurse, Segment, verifiziert, deklarierterweise, nachselektionieren, «die Dominatorin des Skiwinters», Zinsreduktion, Branchenleader usw. sind nicht «ARD-gemäß». Hier finden sich nicht immer dieselben festen «Pendant-Wörter» ein, doch sind die entsprechenden Begriffe oder Umschreibungen mit heimischen Sprachmitteln gestaltet. «Die in Zürich domizilierte Gesellschaft» wird durch «mit Sitz in» oder «ansässig» wiedergegeben. «Er figurierte bisher auf Platz 22» (= stand, lag o.ä.); oppositionslos zustimmen (= ohne Gegenstimmen); «für die Hilfssendungen sind x Millionen Franken budgetiert» (= eingeplant, veranschlagt, vorgesehen o.ä.). Der Leader des Torschützenklassements ist der, der in der Torschützenliste führt, die Umzugsroute der Weg, den der Umzug nimmt, und die Logiernächte in der Hotellerie werden zu Übernachtungszahlen im Hotelgewerbe.
Ein besonders treffendes Beispiel war die Berichterstattung um den «Fichen-Skandal». Der durchschnittliche deutsche Hörer konnte nur dann gleichermaßen empört sein, wenn die Erklärung mitgeliefert wurde. Die Fichen, die es für ihn nicht gibt, gibt es selbstverständlich, doch eher als Fachwort (Mikrofiche). Auch das Detail ist da und wird in den Medien genutzt, doch meidet es die öffentlich-rechtliche Tagesschau, wie sie generell die Fremdwörter «aussperrt», die sie nicht für allgemeingängig hält. Detailversorgung etwa würde es dort nicht heißen, das wäre die Versorgung im einzelnen oder im Einzelfall o.ä.
«Der Schweizer» ist also doch ein bißchen fremdwortverliebt. Warum? Hatte und hat die Amtssprache, die Sprache der Verwaltung und Büro-

kratie einen (noch) stärkeren Einfluß? Oder zeigt sich etwa Weltgewandtheit? Im Grunde ist es recht naheliegend, daß ein mehrsprachiges Land weniger Berührungsängste kennt.
Warum ein anderes weites (Wort-)Feld der allabendlichen Berichterstattung «anders» ist, läßt sich leichter beantworten: Es handelt sich thematisch um die jeweilige Innenpolitik. Andere demokratische Formen: anderes Politvokabular. Ein Regierungsrat etwa kommt in der ARD nur vor, wenn er als Spion ertappt wird. Weniger salopp: Als Beamter ist er im Regelfall viel zu klein, um fernsehwichtig zu sein. Dem Schweizer Regierungsrat ergeht es wie dem österreichischen Landeshauptmann: ihr hierarchischer Stellenwert wird erheblich unterschätzt – der Worte wegen, die man zu verstehen glaubt.
Ja-Parole, Nein-Weisung, Ausstiegsinitiative, Freisinnige, Regierungswahlen, Militärdepartement, Sanitätsdepartement, Rekrutenschule, Nationalstraßen sind Begriffe, die situationsgemäß «typisch schweizerisch» sind. Typisch ist aber auch, daß sie der sprachliche Normalverbraucher in Deutschland inhaltlich nicht versteht. Der Schulunterricht vermittelt zwar die korrekten Bezeichnungen des britischen Parlamentarismus, nicht aber die des unmittelbaren Nachbarlandes. Schließlich spricht – nein schreibt man ja dieselbe Sprache. Das eigensprachliche Wort jedoch, dessen Bedeutung man nicht kennt und nicht erschließen kann, ist fremder als ein Fremdwort, denn es be-fremdet, wenn man «seine eigene Sprache» nicht versteht.
Sodann gibt es in der Tagesschau-Schriftsprachlichkeit der Schweiz das Moment des gleichsam Noch-Typischeren, ein Wortgut, das man noch mehr be- und hinterfragt, weil es ohne auffälligen Grund so anders geartet ist. Es läßt sich weder mit dem Hang zum Fremdwort erklären noch mit den anderen demokratischen Formen und auch nicht unter dem Aspekt des ohnehin problematischen «alemannischen Dialektguts» betrachten.
Tatsache ist jedenfalls: Der unermeßliche Wortvorrat des Schriftdeutschen wird in der Schweiz und in Deutschland zwar überwiegend in derselben Weise genutzt, doch so manches Mal eben anders. Bei der Ursachenforschung gerät man leicht ins spekulative Psychologisieren. Da rückt z.B. zufällig ein Haus ins (Fernseh-)Bild, an dem ein Schild vor «Schneefall» warnt. Ach ja, das ist wohl dasselbe wie «Dachlawine». Welch ein Schweizer Understatement – oder welch deutsche Sensationierung! Dort, wo man genau weiß, was eine Lawine ist, hängt man die Minilawine eben tiefer. Oder tabuisiert man sie? Nennt man also die Gefahr nicht beim Namen, um sie nicht zu beschreien, sie nicht herbeizuzitieren? Alltagsvermutungen, die aber doch zum Aufmerken zwingen. Alltäglich frühstückt man – ohne dabei über das Wort nachzudenken. Wie nichtssagend Frühstück ist, wird aber dann sichtbar, wenn man dem Zmorge begegnet.

Warum etwa hatte der amerikanische Präsident (1990) für den Schweizer eine Budgetkrise und für den Deutschen eine Etatkrise – zumal die deutschen Regierungen einen Haushalt haben (Staatshaushalt, Haushaltsjahr)? Es liegt nahe, sich zurechtzulegen, daß es eben auch so etwas wie kollektive Vorlieben gibt, die man ebensowenig schlüssig definieren kann wie so manche im Privatbereich. Wissenschaftlich gesicherte Erklärungen kann es jedenfalls erst geben, wenn für die betreffenden Beispiele Wortmonografien vorliegen werden. Vielleicht auch dann nicht. So weiß man beispielsweise, daß der Wissenschaft Treibende in Deutschland ein Wissenschaftler, in der Schweiz aber ein Wissenschafter ist, weil die Schweiz bei der «veralteten» Wortform blieb. Die ursprünglich negativ gemeinte l-Variante hat dem Image des Wortes und des Benannten nicht geschadet, das abwertende Moment ist vergessen. Hängt die Schweiz also am Althergebrachten? Und wenn ja, warum? Diesem Aspekt werden wir noch einmal begegnen, doch zunächst zum allseits Erklärungsoffenen:

Wenn es fast oder beinahe zu einem Flugzeugzusammenstoß gekommen wäre, ist das für die Schweiz eine Fastkollision und für Deutschland ein Beinahezusammenstoß (seltener: Beinahekollision). Der Halbgefangenschaft steht der offene Strafvollzug gegenüber, der bedingten Gefängnisstrafe die auf Bewährung, dem Carunternehmer der Busunternehmer. Stimmbürger, Aktivbürger, das Mehr, wochenendlich, bundesrätlich, das Nötigste vorkehren müßten, «ARD-mäßig», so lauten: stimmberechtigte Bürger, Mehrheit, am/jedes Wochenende, Beschluß des Bundesrates, die nötigsten Vorkehrungen treffen, und ein Antrag würde nicht verworfen sondern abgelehnt. Ausschaffungsstopp, Wegweisung – in Deutschland wird abgeschoben, gibt es die Modalitäten der Abschiebung. Saisonnier = Saisonarbeiter, Eintretensdebatte = Eröffnungsdebatte, schlußendlich = letztendlich, letzte Nacht = vergangene Nacht, Widerspruch erheben = Einspruch erheben, das wird sich weisen müssen = zeigen müssen – Fälle, in denen es eben mehr oder minder zufällig oder «gefühlsmäßig» immer zu abweichenden Formulierungen kommt. Wer Gründe suchen will, findet sie immer: Vergleicht man den Vortritt mit der Vorfahrt im Straßenverkehr, liegt nahe, daß die Sache im einen Fall aus der Sicht des Menschen, im andern aus der des Autos gesehen wird. Und sofort ist man beim Statussymbol Nr. 1 der Deutschen.

Das ist der Stoff, der Vorurteile bestätigt – alltagsgemachte. Alltagsfündig wird man auch, wenn man z.B. hört, daß eine Eishockeymannschaft, wenn sie mit einem Mann mehr auf dem Eis ist, einerseits mit Übermacht, andrerseits in Überzahl spielt. Logisch. Wer in Überzahl spielt, hat ja meist die Übermacht – ist das nicht schonungslos konsequenter gedacht? Auch beim Fremdenhaß nennt die Schweiz die Sache beim wirklichen Namen, während man in Deutschland den Begriff Haß in diesem Zusammenhang meidet.

Auf gesichertem wissenschaftlichem Boden bewegen sich Wörterbuchhinweise, die in manchen Fällen von «landschaftlichen Besonderheiten» schreiben: Heuer, allfällig, Matura, inskünftig, innert u.a.m. Doch sind sich hier die Alpenländer worteinig; typisch für die Schweiz ist derartiges also nur sehr bedingt.

Zurück zum Festhalten an *altem Wortgut* und zur Übernahme manches *juristisch-behördensprachlichen Ausdrucks:* Ein Teil der Andersartigkeiten läßt sich in der Tat unter dieser Rubrik vereinen, wobei sich die beiden Momente vermischen und überschneiden. Alt und anderswo «veraltet» sind etwa besammeln, behändigen, beförderlich, büßen usw. Das bis ins 14. Jh. rückverfolgbare büßen = jem. mit einer Buße belegen, ist noch im 19. Jh. gemeindeutsch. Auffällig, typisch ist der Entscheid = der förmliche Spruch, das behördliche, amtliche Urteil. So ist es in der Schweiz gängig, auch in der erst im 20. Jh. hinzukommenden Sonderbedeutung, «den Ausschlag zu geben». In Deutschland hingegen ist der juristische Begriff alltagsfremd, für den Sprecher/Hörer ist alles eine Entscheidung, und die ARD-Tagesschau beachtet dies (weitgehend). Einsprache, Einrede, Einvernahme, Unterbruch, Altersjahr u.a. sind alt oder juristisch, dem typischen deutschen Sprecher aber unbekannt. Jeder Unterbruch ist eine Unterbrechung, und man stirbt nicht im x-ten Altersjahr, sondern im x-ten Lebensjahr. Auch «verunmöglichen» ist unmöglich, ebenso «verunfallen», das nun wirklich so klingt, als sei es hölzernes Amtsdeutsch.

Hier wollte jemand einen Satz wie «er hatte einen Unfall» knapper, amtssprachlicher ausdrücken und fand das passende Verb zum Substantiv. Als Anwendungsbeispiel führt Grimm eine Stelle aus einer «Botschaft des Schweizer Bundesrats» vom 16.6.1900 an: «Im Dienst verunfallte Wehrpflichtige». Eine Spur, die mir symptomatisch erscheint, die schärfere Konturen annimmt, wenn man ein weiteres Nutzungsbeispiel liest: «Der Verunfallte nahm sogleich seinen Beruf wieder auf.» Dieser Satz ist Wiener Behördenton – er stammt aus einer «Wiener klinischen Wochenschrift» von 1910.

Auch die eine oder andere Abweichung grammatischen Charakters läßt aufhorchen. Wo es gesamtdeutschsprachig «hektarweise» heißt, greift die Schweiz zu «hektarenweise»; den schweizerischen Hypothekarzinsen stehen die Hypothekenzinsen gegenüber; zensurieren steht gegen zensieren; autonomistische Kreise gegen autonome Kreise. Anfang Woche, Iran hat Verluste zugegeben, das wird Ende Saison entschieden: «der» so einfach weglassen? Oder die «100»? (neunzehneinundneunzig). Gegen drei Millionen Franken – das sind ungefähr oder etwa 3 Millionen – während bei Zeitangaben: gegen Mittag, dem Gegen nichts entgegensteht. Mitunter wird ein Fremdwort anders eingedeutscht: Redaktor/Redaktör (geschrieben Redakteur), der Final, die Finals/das Finale (Plural: Endspiele).

Auffällig ist die besondere Treue, die man schweizerseits dem Fugen-s hält: Konfliktspartei, Zugsunglück, Zweidrittelsmehrheit, Vorortszug; diese Stolpersteine sind ARD-seits fast ganz aus dem Weg geräumt. Eine atmosphärische Besonderheit kennzeichnet die Schweizer Nachrichtensendung: die gelöste Sprechhaltung, die unverkrampfte Mimik und die mitunter saloppe Formulierung: «Das Staatspräsidium hat die Mitglieder zurückgepfiffen»; «Wirbel um Churer Bischof»; «Gerüchte schwirren herum»; «Schwierigkeiten noch und noch»; «Dem Finanzminister steht ein harter Fight bevor»; bei der ARD würde dies zu empörten Anrufen führen. So meidet man z.B. auch das sonst weithin übliche, aber doch mit einem saloppen Touch belegte «Ex» (Ex-Minister...) zugunsten eines ehemalig / alt (Altbundespräsident) oder a.D. (außer Dienst). Hier gerät das Klischee von der konservativen, betulichen Schweiz ins Wanken. Doch fragt man sich auch, warum die ARD-Tagesschau die «Sprachinsel» ist, die den überall grassierenden saloppen Trend ignoriert. Die ARD macht hier fraglos ein Zugeständnis an die «schweigende Mehrheit», für die seriös ist, was mit feierlichem Ernst vorgetragen wird. Die Tagesschau-Spätausgabe wagt es, von diesem Ritual vorsichtig abzuweichen: Ist um diese Zeit der «Untertanenernst» zur Ruhe gegangen? Was die Schweiz betrifft: Mit 700 Jahren im demokratischen Rücken hat man so viel Rückgrat, daß man lockerer formulieren darf und sich als Sprecher sogar ein rotes Jackett erlauben darf.

Sodann gibt es einen Bereich, in dem die Schweiz am schweizerischsten ist. Ein Phänomen, an das man nicht spontan denkt, ein Aspekt, der auch nur in der gesprochenen Schriftsprache zum Tragen kommt: Die mitunter andere Akzentuierung ist eine markante Auffälligkeit der DRS-Tagesschau-Sprache. Doch kommen wir zunächst zu anderen Aussprachegewohnheiten: Während sich die ARD bemüht, z.B. den Namen (Henry) Kissinger amerikanisch auszusprechen, tut dies das Schweizer Pendant in diesem und in ähnlich gelagerten Fällen nicht. So heißt es etwa auch immer «Neu Jork». Reglement, Departement, Klassement, Bombardement u.a. werden «gemeindeutsch» französisch ausgesprochen – nicht so in der Schweiz, wo auch der Plural -mente lautet. Beim Ingenieur ist es umgekehrt. Vize u.ä.: hier steht schweizerisches und österreichisches «F» gegen bundesdeutsches «W». Cup (Europacup) usw. lautet in Schweizer Nachrichtenmund «köp», in deutschem «kap». Hier ist interessant, daß diese Aussprache im bundesdeutschen Alltag ein «Generationenproblem» ist: Wer sein Schulenglisch in der Nachkriegszeit lernte, spricht «a», wer älter ist, meist «ö».

Vielfach akzentuiert der kompetente Schweizer Schriftdeutschsprecher anders, d.h., er markiert deutliche Stammbetonung, wo sie gemeindeutsch unüblich ist. ÉG, Désign, Léktüre, Tríbüne, Sújet, ÉC u.a., entsprechend bei Kárriere, Préstige, Ársenal, ÚSA, Détail, Prógramm, Hótel, Pórträt, Éngagement, Kómitee, und der vielzitierte Profi hört sich wie

«Proffi» an (gegen «Prohfi»). Bei Alibi und Fazit andrerseits, wo der Deutsche anfangsbetont, betont der Schweizer auf dem «i». ... Des Fernsehzuschauers liebstes Kind, die so gängige Serie, schafft geradezu Verständigungsprobleme. Als «S-ee-r-i-e» ist sie «auf gut deutsch» jedem geläufig; das schweizerische «Seriiih» verfremdet, «maskiert» so stark, daß der deutsche Durchschnittshörer sein Fernsehlieblingswort nicht erkennt. (Etliche dieser sogenannten «schweizerischen» Betonungen dürften an sich unverzeihlichen Wissenslücken der jeweiligen Sprecher zuzuschreiben sein. [Schriftl.])

Der Ton macht die Musik – und hier kommen die Schweizer Alltagstöne herein, die Intonierung, die die Mundart vorgibt, die eben in der Schweiz mehr als Mundart, nämlich die gesprochene Sprache ist.

Packt man die gesprochene Schriftsprache der Schweiz am Zipfel ihres Alltags, sieht man mancherlei. Diese Eindrücke lassen sich strukturieren: etwas mehr Fremdwörter, ein anderes Politvokabular, mitunter fallen im Bereich der Wortwahl andere Gewohnheiten und Vorlieben auf; hie und da wird «Veraltetes» bewahrt, und dennoch werden saloppe Töne nicht gescheut. Hinzu kommt die eigenwillige Akzentuierung.

Alles in allem: Die gesprochene Schriftsprache der Schweiz spricht in eigener Tonart mit durchaus eigener Note. Sehr frei nach Goethe: Schweiz, du sagst es anders. Doch leider (fast) nur zwischen 19.30 und 19.55 Uhr ...

Bald nur noch «Kauderdeutsch»?

Gedanken eines Deutschschweizer Journalisten beim Lesen deutschschweizerischer Zeitungen

Von Dr. Gustav A. Lang

«Ohne Sprache hätten wir keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion, und ohne diese drei wesentlichen Bestandteile unserer Natur weder Geist noch Band der Gesellschaft.»
Johann Georg Hamann (1730-1788)

Man kann nach wie vor auf keinen Fall behaupten, die Sprache sei etwas, womit wir uns nicht fast ebenso intensiv beschäftigten wie mit Essen und Trinken. Sie gehört zum Menschsein, und für die (eigene) Sprache sind wir bereit, ebenso auf die Barrikaden zu steigen wie für materielle Güter. Man braucht sich nicht ungezählter, vor allem im Sprachlichen wurzelnder Nationalismen zu erinnern, die alle anderen Ismen zu überdauern pflegen, wie die allerjüngste Geschichte recht eindrücklich vor Augen führt.